

Wir sind doch keine kleinen Kinder!

Wir wählen das Parlament, um Probleme zu lösen, auch bei der Altersvorsorge – nicht um sie in Geschenkpapier zu wickeln



Monika Bütler

Die allerletzte Möglichkeit, Ihrem Kind zu mehr Gemüse zu verhelfen, ist, wenn Sie gesunde Zutaten unauffällig in Gerichte mischen, die Ihr Kind mag. Diesen Trick aus einem Ernährungsratgeber haben unsere Parlamentarier übernommen und die kulinarische Machbarkeit in politische Machbarkeit übersetzt. Sie versuchen in der Alterssicherung, den Röslichööl der halbherzigen Reform mit dem Ketchup der 70 AHV-Franken zu maskieren. Nur ist die politische Machbarkeit das falsche Rezept:

Erstens ist es falsch, die politische Machbarkeit als Gegensatz zur Meinung des Parlaments zu betrachten. Wenn die Volksvertreter die Meinungen ihrer Wählerschaft abbilden, müsste das Parlament zu einigermassen ähnlichen Schlüssen kommen wie die Stimmbürger. Es sei denn, wir haben die Falschen gewählt.

Zweitens delegieren die Wählerinnen ihre Vertreter ins Parlament, um dort Probleme zu lösen, nicht um sie in Geschenkpapier zu

wickeln. Das heisst: Über anstehende Probleme nachdenken und die Lösungen erklären. Das Korsett Mehrheitsfähigkeit blockiert die Suche nach besseren Lösungen, die oft erst kommen, wenn man über den Tellerrand schaut.

Drittens sind die Stimmbürger keine kleinen Kinder, denen man das bittere Gemüse in nicht erkennbarer Form unterjubeln muss. Ist der Schwindel entdeckt, sinkt das Vertrauen in die Köche, also die Volksvertreter.

Viertens ist das kurzfristige Schielen auf den Abstimmungserfolg zeitblind. Die Erfahrung zeigt, dass politische Erfolge oft mehrere Anläufe brauchen: Die Finanzordnung des Bundes – immerhin Grundlage von Mehrwertsteuer und Bundessteuer, das heisst von Einnahmen in der Höhe der AHV-Kosten – wurde an der Urne nicht weniger als sechsmal abgelehnt. Abhilfe schaffte erst deren Befristung.

Fünftens schliesslich ist das Urteil über politische Machbarkeit eine Anmassung. Der Erfolg in einer Volksabstimmung ist notorisch schwierig zu prognostizieren; selbst hochkarätige Experten mit immer raffinierteren Prognosemethoden irren sich noch Tage vor einer Entscheidung. Wer also will in der Anfangsphase einer Diskussion das künftige Abstimmungsergebnis schon kennen?

Bundesrat Alain Berset wäre eine erfolgreiche Altersvorsorge-Reform eigentlich zu gönnen. Im Gegensatz zu seinen Vorgängern hat er das Geschäft nicht einfach auf die



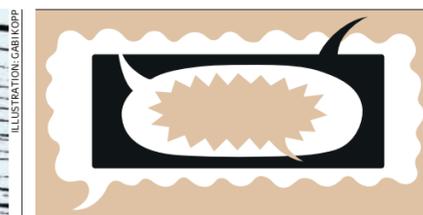
Das Korsett Mehrheitsfähigkeit blockiert die Suche nach besseren Lösungen.

lange Bank geschoben (weil es politisch schwierig ist). Ausgerechnet der Ständerat, die *chambre de réflexion*, verschob einen sozialdemokratischen Vorschlag abstimmungstaktisch nach links und machte ihn zur Ausbauvorlage. Und trotz deutlicher Ablehnung der Initiative «AHV plus» bewegte sich die 70-Franken-Fraktion keinen Millimeter mehr zurück. Im Klartext der SP: «Der jetzt diskutierte Vorschlag des Ständerats ist ein entscheidender Sieg gegen die neoliberalen Hardliner.»

Nach der Abstimmung zur USR III ist die Angst verständlich, der Souverän könnte erneut sagen: «Diese Suppe ess ich nicht.» Doch dies ist kein Grund, mit der Keule der politischen Machbarkeit Sachargumente aus dem Weg zu räumen. Kritiker werden als verantwortungslose Zerstörer der AHV hingestellt. Bitter, wie selbst die Mütter der letzten erfolgreichen AHV-Reform, Gret Haller und Lili Nabholz, mit ihren fundierten Einwänden angefeindet werden.

Ob der Souverän essen wird, was auf den Tisch kommt, ist gar nicht sicher. Was in der Küche vergessen ging: Der Trick aus dem Ernährungsratgeber wird dort nur als «allerletzte Möglichkeit» aufgeführt. Und selbst wenn die Pralinés aus Röslichööl geschluckt werden sollten: Das längerfristige Vertrauen in die Confiterie stärken sie kaum.

Monika Bütler ist Professorin für Volkswirtschaftslehre an der Universität St. Gallen.



Showdown

Claudia Mäder

Die Digitalisierung schreitet forsch voran. Vor keinem Berufsfeld macht sie halt. Selbst in den Nischen ist niemand mehr sicher: Wer braucht noch Astrologen, wenn wir Algorithmen haben? Sie arbeiten schnell, gratis und äusserst zuverlässig, wie ich finde. Oder können Sie irgendwelche Fehler entdecken in dem Horoskop, das meine Maschine soeben für unsere Zeitung erstellt hat?

«Zu Ihrer Geburtszeit in den frühen Morgenstunden des 17. März 2002 stand die Sonne im Fisch. Fische-Geborene sind kreativ und geistreich. Der Mond im dritten Haus weist auf eine grosse intellektuelle Neugier hin, die Venus-Konstellation lässt ein starkes Bedürfnis nach Information und Kommunikation erwarten. Routinen jedweder Art langweilen Sie. Sie haben viele verschiedene Seiten. In der Regel über 70. Das kann Ihre Umgebung zuweilen überfordern. Im Allgemeinen werden Sie aber sehr positiv wahrgenommen. Sowieso sind Sie mit Aszendent im Steinbock krisenresistent und widerstandsfähig. Wo andere aufgeben, machen Sie beharrlich weiter. Und das wird Sie in Zukunft erwarten:

Familie: Sie pflegen eine intensive Beziehung zu Ihrer Mutter. Möglicherweise ist es auch eine ältere Tante, der Sie eng verbunden sind. Auf jeden Fall ist das Aushandeln von Nähe und Distanz ein Thema Ihres Lebens.

Partnerschaft: Sie lieben die Freiheit. Andere lassen sich vielleicht von potenten Interessenten umgarnen. Bei Ihnen hätten solche Brautwerber keine Chance. Sie werden Ihre Unabhängigkeit immer über alles stellen.

Gesundheit: Sie sind vital und agil, neigen aber saisonal zu Übergewicht. Das kann auf die Gelenke schlagen. Vor allem bei Zeitungsverträgern.

Glück: Muss man dazu noch etwas sagen? Sie sind ein Sonntagskind!»

Medienkritik

Wie man Gewinner zu Verlierern macht



Michael Furger

Offenbar sind wir gerade noch einmal davongekommen. Die Rechtspopulisten in den Niederlanden unter Geert Wilders haben die Wahl verloren. Das schreiben jedenfalls die Zeitungen und berichten die TV-Stationen ziemlich einhellig. «Dämpfer für Wilders», «Siegesszug gestoppt», «Wilders gibt auch nach Niederlage nicht auf», «Ein starkes Zeichen gegen den Populismus». So hört und liest man dieser Tage und glaubt zwischen den Zeilen das Aufatmen der Journalisten zu hören. Schon lange nicht mehr standen die Medien derart im Schilf.

Nüchtern betrachtet ging die Wahl wie folgt aus: Die Regierungskoalition aus Rechtsliberalen und Sozialdemokraten hat eine krachende Niederlage eingefahren. Die Sozialdemokraten haben zwei Drittel der Sitze verloren, die Rechtsliberalen einen Viertel. Die Partei des Rechtspopulisten Geert Wilders indes hat drei Prozentpunkte zugelegt und ist neu zweitstärkste Partei. Vorwärts gemacht haben auch die Linksgrünen und Linksdemokraten.

Wieso nun gehört Wilders aus Sicht der Medien dennoch nicht zu den Gewinnern?



Journalisten konstatieren schon erleichtert eine Niederlage, wenn einer nicht derart stark zulegt wie erwartet.

Weil er – so das Argument – weniger stark zugelegt hat, als die Umfragen es vorausgesagt hatten.

Die Umfragen also. Seit Monaten taumeln die Meinungsforscher weltweit von einer Fehlprognose in die nächste. Und für die klassischen Medien sind immer noch die Wahlumfragen (und nicht die letzte Wahl) die Messlatte zur Beurteilung eines Wahlergebnisses. In diesem Punkt haben Medien eine extrem flache Lernkurve.

Das ist der eine Befund. Der andere ist der eigenartige Fokus, mit dem viele Journalisten über eine Wahl berichten. Die offensichtlichen Ängste von Medienschaffenden, es könnte in Europa bald ein Rechtspopulist die Macht in einem Land ergreifen, führt zu seltsamen Analysen. Sie konstatieren schon erleichtert eine Niederlage, wenn einer nicht derart stark zulegt wie erwartet. Oder sollten wir sagen: Sie konstatieren hämisch? Man nennt so etwas Framing. Man stellt einen Sachverhalt in einen speziellen Bedeutungsrahmen. Jemand, der gewonnen hat, wird zum Verlierer, wenn man andere Bewertungsmaßstäbe anlegt.

Das ist nicht besonders schlau, weil die als «Mainstream» verspotteten Medien damit ihren Ruf weiter ruinieren. Eine wichtige Lektion der letzten Monate war: Berichtet, was ist.

In den Niederlanden ist es so: Die Rechten haben gewonnen. Wilders ist einer, der bisherige Regierungschef ist auch einer. Die beiden stärksten Parteien sind rechte Parteien. Diejenigen, die aufatmen wollten, sollten besser noch einmal tief Luft holen.

Grenzerfahrung

Gegen den Braindrain



Barbara Hofmann

Etwa 4500 Studenten verlassen jedes Jahr das Tessin, um in Freiburg, Lausanne, Zürich oder anderswo *oltre-gottardo* zu studieren. Haben sie den Sprung über die Alpen geschafft und sind der räumlichen und ökonomischen Enge der italienischen Schweiz entkommen, kehren viele nicht mehr zurück. Genaue Zahlen darüber sind kaum zu erheben, doch gemäss Angaben des Bundesamtes für Statistik wollen nur etwa 60 Prozent in den ersten fünf Jahren nach dem Studienabschluss ins Tessin zurück. Ökonomen sprechen von einem Braindrain, einem Talentschwund, von gut ausgebildeten und begabten, akademischen und unternehmerischen Fachkräften, die die Tessiner Volkswirtschaft nachhaltig schädigt.

Einen der Gründe dafür ortete der aus Locarno stammende 23-jährige ETH-Student Mattia Bacchetta-Cattori an einer Jobmesse in Zürich, an der zwar jeweils bis zu 200 Firmen aus der Deutschschweiz vertreten sind, aber keine einzige aus dem Tessin. «Es fehlt an Vernetzung und Kontakten», sagte sich der Student und veranstaltete zusammen mit der «Vereinigung der Tessiner Studenten in Zürich» vor einem Jahr eine

Konferenz, an der Tessiner Wirtschafts- und Kantonsvertreter sowie Wissenschaftler teilnahmen. Dort machte er den Vorschlag einer Internetplattform, auf der bezahlte Jobs und Praktika vorab während der Semesterferien angeboten werden sollen. «Wenn erst einmal ein Kontakt besteht und ein Studienabgänger praktische Erfahrungen vorweisen kann, wird er eher im Tessin eine Stelle suchen und finden», glaubt Bacchetta-Cattori. Es brauche aber auch eine positive Grundhaltung der Wirtschaft. Bei der Kantonsregierung rannten die ETH-Studenten damit offene Türen ein. Die Idee gefiel dem Tessiner Wirtschaftsdepartement zusammen mit der Kommunikationsabteilung des Staatsrates seit Februar die Internetplattform Estage betreibt, auf der derzeit gut 50 Stellen aus Wirtschaft, Technik und Kultur ausgeschrieben sind.

Über bezahlte Praktikumsstellen Anreize für Tessiner Studenten zu schaffen, ist eine gute Idee. Doch sinnvollerweise müssten dann auch Lohnanreize folgen. Tessiner Unternehmen stützen sich gerne auf preisgünstige Fachkräfte aus Italien. Das drückt das Lohnniveau in der Südschweiz. Laut einer Umfrage des Tessiner Wirtschaftsforschungsinstituts IRE unter den Tessiner Studenten in Zürich würden diese einen Lohnunterschied von 8 Prozent noch in Kauf nehmen, wenn sie dafür in ihrer Heimat arbeiten könnten. Der Lohnunterschied zwischen Zürich und dem Tessin beträgt jedoch im Mittel 13 Prozent.

Barbara Hofmann lebt seit über 25 Jahren als freie Journalistin im Kanton Tessin.